

zur Vertiefung einzelner Aspekte. Beide Bände tragen zu einer stärkeren Präsenz Ost- bzw. Ostmitteleuropas in der internationalen Forschung zum Ende des Ersten Weltkriegs bei.

Budapest – Wien

Elisabeth Haid-Lener

**Daniel Jurek: Eine kleine Kirche in Europa.** Die Tschechoslowakische Hussitische Kirche im Wandel zwischen Nationalkirche und europäischem kirchlichen Akteur. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 2017, Bd. 258.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2017. 312 S. ISBN 978-3-525-59379-0. (€ 70,-)

Die Tschechoslowakische Hussitische Kirche ist eine „kleine Kirche“, stellt Daniel Jurek im Titel seiner aus einer Dissertation entstandenen Monografie fest. Damit hat er zweifellos recht: Den Anspruch eine Nationalkirche, zumal eine tschechoslowakische zu sein, kann die *Církev československá* bzw. ab 1971 *Církev československá husitská* (CČS/CČSH) schon lange nicht mehr erheben. Sie bleibt aber eine wichtige Größe des tschechischen kulturellen Gedächtnisses. Zudem entstand die Kirche im Zuge derjenigen religiösen Umwälzung zu Beginn des 20. Jh., die auch die ökumenische Bewegung hervorbrachte. J.s Arbeit ist daher zugleich ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Ökumene im Spannungsfeld von Nation und christlicher Weltkirche in Europa.

Leider schränkt der Autor seinen Anspruch stark ein, indem er nur „demokratischen staatlichen Strukturen“ das Potential zubilligt, eine freie internationale Entwicklung der Kirche zuzulassen (S. 16 f.). Folgerichtig beschränkt er sich in seiner Rekonstruktion auf die Zeiträume 1920–1938 und 1989–2015. Zwar ist die Annahme, die Kirche habe in der Ökumene erst nach 1989 wieder eine selbstbestimmte Rolle gespielt, angesichts des staatssozialistischen Korsetts an Vorschriften und Repressionen nicht völlig von der Hand zu weisen. Dennoch wäre zu hinterfragen, ob kirchlichen Handlungsspielräumen hier jede Relevanz abzuspüren ist. J. widmet sich daher dem ebenfalls prägenden Jahrzehnt 1948–1958, als die CČS zunächst Teil eines antikatholisch geprägten gesellschaftspolitischen Konsenses wurde, nur am Rande. Auch die spätere Selbstbezeichnung als „hussitisch“ und die damit ausgedrückte Anknüpfung an die tschechische Reformationsgeschichte beruhen auf einer scharfen theologischen Wende hin zu einer biblischen Theologie, die sich ab 1954 eher gegen die politische Ordnung als mit deren Unterstützung durchsetzte und in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen ist. Das für die CČSH typische Schwanken zwischen reformierter Institutionenkirche und freireligiöser, geradezu säkularistischer Bewegung lässt sich sehr wohl in erster Linie auf die innere Verfasstheit der Kirche zurückführen.

Diese Spannung beschreibt J. im ersten Abschnitt seines Werkes jedoch präzise. Er rekonstruiert zunächst die Ausgangssituation der aus der katholischen Moderne erwachsenden „tschechoslowakischen Kirche“ und weist auf die eigentümliche Einbindung von nationalhistorischen Referenzen hin, etwa in der nahezu kultischen Verehrung Hussens sowie des tschechoslowakischen Gründerpräsidenten Tomáš G. Masaryk (S. 59–62). In ihrer Fixierung auf den neuen Staat wollte die junge Kirche die institutionelle und spirituelle Verkörperung eines progressiv-demokratischen, im Grunde aber laizistisch gedachten Gemeinwesens darstellen. Doch weder gelang es ihr, einen Großteil der Bevölkerung auf ihre Seite zu ziehen, noch dauerhaft die Unterstützung der politischen Eliten zu gewinnen, obwohl diese bisweilen eine nahezu identische (anti-katholisch und hussitisch geprägte) Symbolwelt nutzten. Nahe standen ihr bezeichnenderweise lediglich Teile der stark antiklerikalen Tschechoslowakischen Sozialistischen Partei (S. 70 f.).

J. schildert überzeugend, wie sich in dieser Findungsphase innerkirchliche Verfasstheit und ökumenischen Kontakte gegenseitig beeinflussten. Nachdem der Versuch, eigene Bischöfe mit Hilfe der serbischen Orthodoxie in apostolischer Sukzession weihen zu lassen, angesichts unterschiedlicher Auffassungen gescheitert war, entwickelte sich die CČS konsequent zu einer Episkopalkirche. Als solche galt sie angesichts ihrer Größe bald als europäisches Vorzeiprojekt eines nationalkirchlichen Internationalismus. Das erwies

sich nicht nur am Kontakt zur anglikanischen Kirche, um deren Gunst sich die CČS intensiv bemühte (S. 102 f.). Vielmehr wurde sie ihrerseits auch zur Schutzpatronin kleinerer nationalkirchlicher Gruppierungen in Polen wie den dortigen Altkatholiken oder der sog. „polnischen Nationalkirche“ (S. 94–97).

Typisch war das Schwanken zwischen der Suche nach Anknüpfungspunkten zu anderen Religionsgemeinschaften und dem Drang, eine eigenständige progressive Religiosität zur Schau zu stellen. J. ordnet die protestantische Weltkirchenkonferenz von 1927, bei der die CČS eine wichtige Rolle einnahm, als langfristig prägend ein, weist aber darauf hin, dass die neue Kirche zugleich Kontrapunkte zu ihren europäischen Partnern setzte. Dazu gehörte nicht nur die ungewöhnliche Symbolsprache mit dem Hussitenkelch im Zentrum, sondern auch ein offensiv vertretener Antitrinitarismus (S. 117–127), der eine Hürde auf dem Weg hin zu der protestantischen Ökumene darstellte. Die Kirche fühlte sich auch einer anderen – oft vergessenen – Vertreterin der religiösen Ökumene zugehörig, der „Internationalen Konferenz für freies Christentum“, einem seit der Jahrhundertwende einflussreichen Forum für progressive, oft freidenkerisch orientierte Glaubensströmungen. Keine zwei Wochen nach der Teilnahme an der Weltkirchenkonferenz im August 1927 in Lausanne trat die CČS als Mitorganisatorin der achten Konferenz der „religiösen Liberalen“ in Prag auf (S. 129–132).

J. beschreibt diese Strömungen als komplementär. Dem lässt sich entgegenhalten, dass hinsichtlich der Frage nach der Ausrichtung der CČS etwa im *Český zápas*, ihrem wichtigsten Periodikum, sehr wohl interne Konflikte grundsätzlicher Art aufschienen. Die theologischen Voraussetzungen für eine Teilnahme am Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK), der 1948 entstand, konnte bzw. wollte die CČS zudem zunächst gar nicht erfüllen. Die entscheidende Tatsache, dass die Kirche im Zuge ihrer Umbenennung in „hussitisch“ im Jahr 1971 auch aus der freichristlichen Bewegung austrat und erst durch diese Richtungsentscheidung die Voraussetzungen für die Teilnahme an der Ökumene erfüllte, verschwindet leider in einer Fußnote (S. 167). Dennoch leistet J. insgesamt zweifellos Pionierarbeit für eine europäische Religionsgeschichte jenseits der großen Kirchen und etablierten Dogmengeschichte.

Schon vor 1989 fand also eine deutliche Annäherung an den ÖRK statt. Nach der Wende von 1989 fällt auf, dass sich die ökumenische Arbeit der Kirche deutlich stärker als rund 50 Jahre zuvor auf die regionale, d. h. europäische Ökumene und ihre Organisationen wie die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) und die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) konzentrierte. Außerdem entspannte sich das Verhältnis zur katholischen Kirche merklich. Insgesamt zeichnete sich die innere und äußere Entwicklung nach 1989 durch eine starke Protestantisierung aus. Seit den späten 1990er Jahren war die CČSH hier in der Tat „europäischer Akteur“ und eng in die Ökumene eingebunden (S. 226 f.). Das Hus-Jahr 2015 wurde schließlich gemeinsam mit der evangelischen Kirche der böhmischen Brüder begangen und die Figur Jan Hus sinnbildlich für die ganze tschechoslowakische hussitische Kirche in Ihrem Bezug zu Europa definiert. Dem Vf. ist sicher zuzustimmen, wenn er die europäische Ausrichtung der Kirche für die jüngste Zeit als deren entscheidendes Merkmal einstuft. Doch auch J.s Fokus, der sich hier stärker auf die handelnden Personen als auf die dahinterliegenden Diskurse konzentriert, ist selbst schon ein Befund: Durch den starken Mitgliederschwund wurde die Leistung Einzelner umso wichtiger. Die Orientierung nach Europa muss also auch vor dem Hintergrund des persönlichen Aderlasses gesehen werden.

Trotz der angesprochenen kritischen Punkte soll die Leistung des Buches insgesamt nicht geringgeschätzt werden. J.s Verdienst ist es, einer deutschsprachigen Leserschaft einen oft unterschätzten religionsgeschichtlichen Akteur nahegebracht und erstmals konsequent auf dessen europäische Einbettung hingewiesen zu haben.

München

Johannes Gleixner